

HERMANN BERNAUER

## WIEVIEL STEHT IN PETER SCHLEMIHLS MACHT?

Zur Frage der Schuld in Chamissos Erzählung,  
mit einer Diskussion der Milderungsgründe

Peter Schlemihl ist nicht bei Sinnen, als er seinen Schatten verkauft. Ein Schwindel hat ihn befallen, vor seinen Augen flimmert es. Der graue Mann hat, mit dem »einen Wort« von »Fortunati Glückseckel«, seinen »ganzen Sinn gefangen«.<sup>1</sup> Und doch wird Schlemihl im Rückblick, als Erzähler seiner »wundersamen Geschichte«, behaupten, er habe stets<sup>2</sup> »[s]einem geraden Sinn«, »der Stimme in [ihm]« vertraut.<sup>3</sup> Mit einer Einschränkung allerdings, die uns noch viel zu schaffen machen wird: »so viel es in [s]einer Macht gewesen«.<sup>4</sup>

Mag sein, dass er machtlos war vor dem grauen Mann. Aber schon als Schlemihl, ganz am Anfang der Geschichte, mit dem reichen Herrn John zusammentraf, hatte er sich dessen Worten angeschlossen: »Wer nicht Herr ist wenigstens einer Million«, warf er [das ist Herr John] [ins Gespräch] hinein, »der ist, man verzeihe mir das Wort, ein Schuft!« »O wie wahr!« rief ich [das ist Schlemihl] aus mit vollem überströmenden Gefühl ...«<sup>5</sup> Schlemihls Beifall muss umso bedenklicher stimmen, als es sich um ein moralisches Urteil handelt.<sup>6</sup>

Nicht alle Leser haben sich darüber aufgehalten. Von Matt (um ein besonders instruktives Beispiel anzuführen) hält bei der eben zitierten Stelle zwar inne, umgeht dann aber die Schwierigkeit, indem er vertritt, dass Schlemihls Beifall

- 1 Wir zitieren *Peter Schlemihls wundersame Geschichte* nach Adelbert von Chamisso, Sämtliche Werke in zwei Bände, (Hg. v. Jost Perfhall, Darmstadt 1975, Bd. 1, S. 13–67; hier S. 23. Auf diese Ausgabe wird im Folgenden mit bloßer Seitenzahl verwiesen.
- 2 Genauer: »seitdem ich den Philosophen durch die Schule gelaufen« (S. 53). Zum Abschied von den Philosophen muss es schon vor dem Beginn der erzählten Zeit gekommen sein; nachher befasst sich Schlemihl nicht mehr mit ihnen.
- 3 Vgl. im 8. Kapitel, S. 53.
- 4 Ebd.
- 5 S. 18.
- 6 Auch die »Verachtung«, mit der der reichgewordene Schlemihl sein »ärmliche[s]«, im Wirtshaus zurückgelassenes Bündel wieder in Empfang nimmt (vgl. S. 24), ist Indiz dafür, dass er sich das Urteil des Herrn John zu eigen gemacht hat.

auf einem Missverständnis beruhe. Schlemihl, so von Matt, finde in dem Wort des Reichen »eine[] abscheuliche[] Mentalität« entlarvt.<sup>7</sup> Nicht so sehr des Reichen eigene Gesinnung aber, die sich, in einem Lapsus, unvermittelt ausgesprochen hätte; nein, Schlemihl begreife das Wort als »Analyse dieser Gesellschaft«.<sup>8</sup> Nach von Matts Lesart hält also Schlemihl dafür, dass sich der Reiche, sozialkritisch, auf seine Seite geschlagen hat. Nur findet sich keinerlei Hinweis im Text, dass Schlemihl ihn so sieht. Im Gegenteil.<sup>9</sup>

Wenn von Matt recht hätte, dann hätte Schlemihl zumindest einen Vorbehalt gegen gesellschaftliches Ansehen und Reichtum. Er ließe sich dann kaum so vorbehaltlos von dem »einen Wort«<sup>10</sup> des Grauen gefangen nehmen, wie er es tut. Er könnte von seiner miserablen Situation abstrahieren, zugunsten einer allgemeineren Reflexion auf soziale und ökonomische Verhältnisse mit ihrem ideologischen Schein. Das aber liegt Schlemihl fern.<sup>11</sup> Von Matt schreibt seinem Schlemihl eine Rationalität zu, die der originale nicht hat.<sup>12</sup>

Die Kritik hat, darin von Matt gleich, verkannt, wie wenig in Schlemihls Macht steht, wie wenig er »[s]inem geraden Sinn«, »der Stimme in [ihm]« vertraut.<sup>13</sup> Dass Schlemihl am Beginn der erzählten Geschichte und auch später

7 Peter von Matt, Chamissos nüchterner Traum. Kunst und Geheimnis des *Peter Schlemihl*, in: Adelbert von Chamisso, Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Mit Farbholzschnitten von Ernst Ludwig Kirchner und Beiträgen von Anita Beloubek-Hammer und Peter von Matt, Stuttgart 2010, S. 117–142, hier: S. 125.

8 Ebd., S. 124.

9 Dass von Matts Lektüre nicht die genaueste ist, verraten auch Details wie seine Behauptung, dass Schlemihl den Herrn John »[a]nderntags« (ders., wie Anm. 7, S. 124) aufgesucht habe. Im Text steht indessen: »Es war noch früh an der Zeit ...« (S. 13). Dieses »noch« kann sich nur auf denselben Tag beziehen, von dessen anfänglichem Verlauf das erste Kapitel chronologisch getreu, und sogleich mit seinem ersten Satz beginnend, berichtet. Es ist der Tag von Schlemihls Ankunft in der Hafenstadt.

10 S. 23.

11 Wie fern, bezeugt u. a. der folgende Passus: »... und gemächlich erging besonders der Witz über abwesende Freunde und deren Verhältnisse. Ich war da zu fremd, um von alle dem Vieles zu verstehen, zu bekümmert und in mich gekehrt [!], um den Sinn auf solche Rätsel zu haben.« (S. 19).

12 Auch als Schlemihl, nach der wüsten Begegnung mit den Gassenbuben (vgl. S. 23 f.), weinend in der Kutsche sitzt und, erst jetzt, da es bereits zu spät ist, zu ahnen beginnt, wie wenig vorteilhaft sein Handel war, auch da stellt er nicht die Gesellschaft in Frage. Zum Problem wird ihm bloss die eigene Befähigung, sich der bestehenden Gesellschaft einzufügen: »[W]as konnte, was sollte auf Erden aus mir werden!« (S. 24).

13 Schlemihls Selbstverlorenheit wird, soweit wir sehen, ausser von Grete Lübke-Groethues, Chamisso: Peter Schlemihls wundersame Geschichte: Protokoll einer Arbeitsgemeinschaft, in: *Wirkendes Wort* 6 (1955/1956), S. 301–307, die sich mit wenigen Bemerkungen begnügt, nur noch von Rolf Günter Renner, *Schrift der Natur und Zeichen des Selbst. Peter Schlemihls wundersame Geschichte* im Zusammenhang von Chamissos Texten, in: *DVJS* 65 (1991),

immer wieder haltlos selbstverloren ist, lässt sich indes schon beobachten, wenn man, wie wir es eben begonnen, »Stimme« ganz wörtlich nimmt und verfolgt, wie fremde Stimmen, fremde Reden auf ihn wirken.<sup>14</sup>

Da ist, nach der Stimme des Herrn John, zunächst die Stimme des grauen Manns, der ihn, als er aus dem Garten flieht, verfolgt und stellt. Schlemihl lässt sich auf ein Gespräch mit ihm ein, obwohl er es eigentlich vermeiden wollte; er korrigiert sich etwas später selbst, um seine Worte der Rede des andern besser anzupassen; er lässt sich von ihm unterbrechen ... Überhaupt ist es zu dem unheilvollen Gespräch nur deshalb gekommen, weil Schlemihl, mehr als auf seine Intuition, auf äussere Verhaltensregeln,<sup>15</sup> auf die Stimme, so möchten wir fast sagen, der Gesellschaft, achtet: »[E]r wollte mich anreden, und ich konnte, ohne grob zu sein, es nicht vermeiden.«<sup>16</sup> Seiner selbst ist Schlemihl derart ungewiss, dass er die Motive für eine eben erst getroffene Wortwahl nicht mehr auffinden kann: »... ich wußte nicht, wie ich ihn [das heißt den grauen Mann] hatte guter Freund nennen können. Ich nahm wieder das Wort, und suchte es, wo möglich, mit unendlicher Höflichkeit wieder gut zu machen. »Aber, mein Herr ...«<sup>17</sup>

Dem Verlust der eigenen »Stimme« korrespondiert schon hier der Verlust des »gerade[n] Sinn[s]«. Dass Schlemihl nicht bei Sinnen ist, als er seinen Schatten verkauft, hatten wir schon eingangs erinnert. Der Text sagt es explizite (»... in mir war noch keine Besinnung«<sup>18</sup>). Und wir haben auch von den sensorischen Effekten, die sich, als Symptome seiner mentalen Absenz, im Text beschrieben finden, den Schwindel und das Flimmern vor den Augen schon genannt.<sup>19</sup> Der Text nennt noch weitere zwei, von denen das erste ganz offenbar dem Schwindel

S. 653–673, problematisiert; allerdings ohne Bezug auf die zeitgenössische Diskussion psychologischer Fragen. Vielmehr legt Renner die lacansche Psychoanalyse als unhintergebar zugrunde. Ansonsten ist die Chamisso-Kritik fast durchweg auf die Frage fixiert geblieben, was es mit Schlemihls Schatten auf sich habe. Eine Bibliographie der kritischen Bemühungen zu *Peter Schlemihl* findet sich bei Dagmar Walach, Adalbert von Chamisso: Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Erläuterungen und Dokumente, Stuttgart 2003, S. 115–122.

- 14 Besonders auch die Brandmarkung als »Schuft« (die Herr John mit seinem »Wort« an Schlemihl vornimmt, ohne dass sich dieser auch nur im Mindesten widersetzt) bezeugt, wie wenig Schlemihl auf sich hält, wie einprägsam fremde Stimmen auf ihn zu wirken vermögen.
- 15 Der höfliche Diskurs, den Schlemihl im Umgang mit seinem Widersacher allemal beibehält, verdiente es, eigens untersucht zu werden.
- 16 S. 21.
- 17 S. 22.
- 18 Am Ende des ersten Kapitels, S. 23, und: »Ich kam endlich wieder zu Sinnen« am Anfang des zweiten, ebd.
- 19 Wie sich der Schwindel und das Flimmern vor den Augen zueinander verhalten, wird später genauer erörtert werden.

zugerechnet werden muss: Als Schlemihl den Antrag des Grauen vernimmt, geht es ihm »wie ein Mühlrad im Kopfe herum«. <sup>20</sup> Das zweite (es ist, chronologisch gesehen, das erste von den vieren) zeugt ganz unmissverständlich von Unfreiheit: Als er sich von dem grauen Mann eingeholt sah, war es Schlemihl gewesen, als sei er, einem Vogel gleich, von »eine[r] Schlange gebannt«. <sup>21</sup>

Das psychische Befinden, von dem diese Symptome künden (ob und inwiefern es auch ein moralisches ist, brauchen wir vorläufig nicht zu entscheiden), steht jedenfalls in Kontrast zu dem »geraden Sinn«, den Schlemihl für sich reklamiert. Dass der Richtungssinn verloren geht, wenn man von einem Schwindel befallen wird, brauchen wir kaum weiter auszuführen. Und ebenso wenig, dass wer von einer Schlange festgebant steht eine gerade Richtung nicht mehr halten kann. <sup>22</sup>

Wenn also mit dem Verlust der eigenen »Stimme« der Verlust des »geraden Sinn[s]« einhergeht (wie soeben, an einem ersten Beispiel, gezeigt), wenn zudem Schlemihl oftmals seines »geraden Sinn[s]« verlustig geht und auch oft seine innere »Stimme« nicht mehr vernimmt (wie bei fortgesetzter Lektüre bald deutlich wird), dann können wir als ein erstes Zwischenergebnis festhalten: Schlemihl geht zu wiederholten Malen ab, was er für seine Lebensführung programmatisch reklamiert.

Damit wird aber auch deutlich, dass seine Äusserung, ex negativo, als programmatische verstanden werden kann für die im Text verhandelte Geschichte. <sup>23</sup> Der Text wird, nach dieser Vorgabe, zu einer Erzählung von Schlemihls kleineren und grösseren Abweichungen von seiner Maxime. <sup>24</sup> Da Schlemihl, sowohl der

20 S. 22.

21 S. 21.

22 Was aber erforderlich wäre, wenn Schlemihl, oder ein Fürsprecher Schlemihls behaupten wollte, dass er auch im Beisein des grauen Manns (eines »Schleicher[s] auf krummen Wegen«, vgl. S. 50) seinem »geraden Sinn vertrauend [...] auf dem eigenen Weg gefolgt« sei (vgl. S. 53).

23 Die doch eine beispielhafte sein will, soll sie doch Manchem »zur nützlichen Lehre gereichen«; vgl. das Schlusswort Schlemihls an Chamisso, S. 66.

24 Wenn Schlemihl behauptet, er habe »[s]einem geraden Sinn, der Stimme in [ihm]« vertraut, so muss dies zunächst als Selbsteinschätzung im Rückblick auf seine Lebensführung verstanden werden. Es impliziert aber noch mehr. Denn so zu leben, wie es Schlemihl getan zu haben behauptet, ist ein Rat, den er von Chamisso (einem fiktiven Chamisso, selbstredend) empfangen hat. Zu welchem Zeitpunkt Schlemihl den Rat erhielt, wird nicht explizite gesagt. Doch steht der Einschub »wie Du es mir selbst geraten« in einem Verhältnis der Vorzeitigkeit zu dem ihm übergeordneten Teilsatz: »... und bin, wie Du es mir selbst geraten, meinem geraden Sinn vertrauend, der Stimme in mir, so viel es in meiner Macht gestanden, auf dem eigenen Weg gefolgt« (S. 53). Chamissos Ratschlag ist für Schlemihl also schon im täglichen Lebensvollzug Maxime gewesen.

Akteur wie Schlemihl, der Erzähler, auf dieses Ungenügen reflektieren (und zwar in bisweilen widersprüchlicher Weise), werden wir uns nicht damit begnügen können, diese Abweichungen bloss zu konstatieren.

Bevor wir uns auf eine vertiefte Textlektüre einlassen, müssen wir das Synonymenpaar »gerade[r] Sinn«, »Stimme in mir« genauer bedenken. Drei Beobachtungen drängen sich auf und mehrere Fragen. Erstens: Beide, »gerade[r] Sinn« und »Stimme in mir«, entstammen dem moralischen Diskurs. Schlemihl erhebt, indem er das eine wie das andere für sich, für seine Art der Lebensführung, reklamiert, einen moralischen Anspruch. Zweitens: Bei der Versprachlichung seines moralischen Anspruchs bedient sich Schlemihl zweier Metaphern. Weshalb tut er das? Weshalb greift er gerade zu diesen Metaphern? Was wird von ihnen impliziert? Was wird mit ihnen alles umschrieben? Drittens: Den Ratschlag, seinem »geraden Sinn«, der »Stimme in [ihm]« zu vertrauen, hat Schlemihl von niemand geringerem als von Chamisso selbst erhalten. Was folgt daraus für das (moralische) Verhältnis der fiktiven Figur zum impliziten Autor (und umgekehrt)?

Zu jeder von diesen Beobachtungen sei gleich noch einiges angemerkt. Zur ersten: Die beiden Metaphern entstammen dem moralischen Diskurs; sie fügen sich aber nicht in eine Vernunftmoral.<sup>25</sup> Schlemihl setzt seine Metaphern ja auch explizite (wie sich zeigt, sobald der engere Kontext, in dem sie formuliert erscheinen, in die Betrachtung einbezogen wird) dem philosophischen Konstrukt entgegen, das ihm der Graue, im achten Kapitel, gesprächsweise vorführt.<sup>26</sup> Die Metaphysik des Grauen spricht, wie Schlemihl bemerkt, den »Verstand« an; es fehlt ihr aber die Seele.<sup>27</sup> Schlemihls eigenes moralisches Credo rekuriert auf Innerlichkeit.

Zur zweiten: Beide Metaphern lassen sich auf einen Begriff reduzieren, der sich behelfsweise mit ›intuitiver Erkenntnis von moralisch Wertvollem‹ bezeichnen ließe; doch wächst diesem Begriff, indem er von Schlemihl, dem Erzähler,

25 Zum Gegensatz zwischen Vernunftmoral und Gefühlsmoral vgl. Art. Gefühlsmoral, in: Joachim Ritter (Hg.), *Historisches Wörterbuch der philosophischen Begriffe*, Band 3: G–H, Basel 1974, S. 99; vgl. ferner Art. Gefühl, ebd., S. 82–95, bes. S. 90 f.; vgl. auch Art. Gewissen, ebd., S. 574–592, bes. S. 583–591 und da wiederum bes. S. 591.

26 Vgl. S. 53: »Nun schien mir dieser Redekünstler mit großem Talent ein fest gefügtes Gebäude aufzuführen, das in sich selbst begründet sich emportrug, und wie durch eine innere Notwendigkeit bestand. Nur vermißt' ich ganz in ihm, was ich eben darin hätte suchen wollen, und so ward es mir zu einem bloßen Kunstwerk, dessen zierliche Geschlossenheit und Vollendung dem Auge allein zur Ergötzung diene; aber ich hörte dem wohlberedten Manne gerne zu, der meine Aufmerksamkeit von meinen Leiden auf sich selbst abgelenkt, und ich hätte mich ihm willig ergeben, wenn er meine Seele wie meinen Verstand in Anspruch genommen hätte.«

27 Die Stellen, an denen das Wort »Seele« in *Peter Schlemihl* vorkommt, wären eigens zu untersuchen. Die Rekurrenz von »Seele« ist in Chamissos Text isotopisch.

metaphorisch umschrieben wird, Bedeutung zu. So konnotiert »gerade[r] Sinn« zusätzlich Stetigkeit und Unbeirrbarkeit bei oft wiederholtem Gewinn solcher Erkenntnis. Und »Stimme in [ihm]« bringt das Gewissen ins Spiel. »Stimme des Gewissens« ist als idiomatische Wendung seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts belegt.<sup>28</sup> Zu bemerken ferner, dass die Metapher vom »geraden Sinn« in ihrem Bildbereich auf Visuelles verweist, hingegen die Metapher von der »Stimme in mir« auf Auditives, auf Sprachliches genauer. Das ist deshalb von Interesse, weil in *Peter Schlemihl* die Verschiedenheit von visueller und sprachlicher Kommunikation akzentuiert und im Verlauf der Erzählung zu einem Gegensatz verschärft wird.<sup>29</sup>

Zur dritten: Das Verhältnis Schlemihls zu Chamisso hat die Kritik zwar interessiert, aber lediglich aus narratologischer Perspektive. Chamisso erscheint dem Schlemihl im Traum, wodurch, für uns Leser, eine Metalepse<sup>30</sup> zustande kommt;

28 Vgl. Art. Gewissen in: Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, Bd.IV.1.3, Leipzig 1898, Sp. 6219–6288, bes. Sp. 6220: »es ist das gewissen in dem menschen [...] gewisser maasz eine stimme gottes in der seele [...]. Spener erste epistel Johannis (1699) 437«. – Im zweiten Kapitel von *Peter Schlemihl* wird das Gewissen ausdrücklich genannt (vgl. S. 24). Es sei ihm früher derart wert gewesen, erinnert sich Schlemihl, als er in der Kutsche weint (vgl. Anm. 12), dass er ihm den Reichtum »aufgeopfert« habe (ebd.). Die Frage, welches unter den historischen Gewissenskonzepten Schlemihl dabei impliziert, und die Frage überhaupt, wie die Rede von der inneren »Stimme« in *Peter Schlemihl* historisch zu verorten sei, muss in unserem Zusammenhang wenigstens am Rand zur Sprache kommen. Lassen sich doch Schlemihls Gewissensnöte als Ausdruck einer historischen Verunsicherung verstehen; jener, genauer, eines Subjekts, dem mit der drohenden Umwälzung des Sozialgefüges auch die tradierten, in vorrevolutionären Zeiten noch unbefragten Moralvorstellungen zu zerbrechen drohen. Offenbar handelt es sich bei Schlemihls Gewissen nicht mehr um ein »Gewissen der Folgsamkeit« (vgl. Heinz-Dieter Kittsteiner, Die Entstehung des modernen Gewissens, Frankfurt am Main 1991, S. 22) das sich, nach Massgabe der katholischen oder auch der lutheranischen Kasuistik, an den Zehn Geboten als einem Katalog feststehender Regeln orientieren konnte (vgl. ders., S. 175–180). Noch handelt sich bereits um ein autonomes, aufgeklärtes Gewissen im Sinne Kants, welches des garantierenden Bezugs auf den christlichen Gott nicht mehr bedarf. Schlemihls Gewissen lässt sich am ehesten mit dem innerlich gefühlten »vox-Dei«-Gewissen identifizieren, das gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als Alternative zur kantischen Konzeption, wieder Gehör findet (vgl. Kittsteiner, S. 212).

29 Anders als von den täuschenden Worten des Grauen und des Herrn John, wird Schlemihl von der »treue[n] und verständige[n] Physiognomie« (S. 25) seines Dieners Bendel nicht enttäuscht; sie hatte ihn »gleich gew[onnen]« (ebd.), als er sie zum ersten Mal erblickte. Ebenso »plötzlich klar und fest« wird sich später, als er unweit von Theben die »Höhlen« erblickt, »wo christliche Einsiedler sonst wohnten« (S. 61), die Überzeugung bei ihm einstellen, dass er hier seine Wohnstatt nehmen müsse.

30 Zum Begriff der, von Gérard Genette in die Narratologie eingeführten, bzw. aus der Rhetorik übernommenen, Metalepse vgl. ders., Figures III, Paris 1972, S. 243–246. Zu den metaleptischen Spielarten, welche sich die Literatur (und auch der Film) mit der Thematisierung

dass er ihm in der Nacht erscheint, die dem Verkauf seines Schattens folgt (wobei er von seiner moralischen Maxime erstmals deutlich abgewichen war), hat die Kritik nicht interessiert. Überhaupt hat sich die Kritik für die moralische Frage in *Peter Schlemihl* kaum interessiert,<sup>31</sup> was erstaunt, da diese Frage für Schlemihl doch im Vordergrund steht.<sup>32</sup> Sie wird von Schlemihl dem Akteur, aber auch von Schlemihl dem Erzähler, immer wieder thematisiert. Und zwar bisweilen auch explizite thematisiert. Und das, wir erwähnen es im Vorgriff schon hier, auch unter Einbezug von Betrachtungen zum prekären Verhältnis von (idealer) Willensfreiheit und von (realer) psychischer Bedingtheit.

Indessen hat sich die Kritik auch für die Bewusstseinszustände Schlemihls nur am Rande interessiert, was ebenfalls erstaunt.<sup>33</sup> Werden doch Fragen des Bewusstseins, seiner gewohnten Grenzen und der Möglichkeit ihrer Überschreitung, in literarischen Texten des ausgehenden achtzehnten und des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts immer wieder aufgegriffen; für die Literatur der Romantik sind sie bekanntlich eines der wichtigsten Themen.

In *Peter Schlemihl* trifft nun die Problematik des Bewusstseins auf die Problematik der Moral – was die Frage nach der moralischen<sup>34</sup> Zurechnungsfähigkeit

von Träumen geschaffen hat, vgl. ders., *Métalepse. De la figure à la fiction*, Paris 2004, S. 115–121.

31 Mit Ausnahme von Edmund Brandl, *Emanzipation gegen Anthropomorphismus. Der literarisch bedingte Wandel der goethezeitlichen Bildungsgeschichte*, Frankfurt am Main 1995, der sie S. 326 f. und S. 330–336 immerhin streift. Leider entwertet Brandl seine oftmals stimulierenden Beobachtungen wieder, indem er sie nicht selten zu irreführenden, weil unzulässig verallgemeinernden, Schlüssen missbraucht. So lässt sich z. B. aus dem kontingenten Umstand, dass die Tarnkappe des Grauen einen schützenden Nebel erzeugt und Nebel bisweilen auch in London und Paris die Sicht vermindern, nicht schließen, dass Schlemihl seine wissenschaftliche Karriere dem Grauen verdanke; auch wenn der angehende Naturforscher das meteorologische Phänomen benutzt, um in den beiden Metropolen unbehellig einzukaufen was er an wissenschaftlichem Gerät benötigt. Noch weniger lässt sich aus dem genannten Umstand schließen, dass Schlemihls Forschungen »Züge eines frevelhaften Kampfes gegen Gott« annähmen; vgl. Brandl S. 332. Einige wenige Beobachtungen zur moralischen Frage in *Peter Schlemihl* finden sich auch schon bei Willy R. Berger, *Drei phantastische Erzählungen. Chamisso's Peter Schlemihl, E. T.A. Hoffmann's Die Abenteuer der Silvester-Nacht und Gogol's Die Nase*, in: *Arcadia* 13 (1978) Sonderheft, S. 127 f.

32 Man vergleiche nur im 9.Kap. S. 57: »... hätt ich mich nur [...] vorwurfsfrei gefühlt, ich glaube, ich hätte glücklich sein können.«

33 Mit der Ausnahme von Rolf Günter Renner, *Schrift der Natur und Zeichen des Selbst*.

34 Zur historischen Herausbildung der Unterscheidung zwischen moralischer und juristischer Zurechnung vgl. Ylva Greve, *Die Unzurechnungsfähigkeit in der ›Criminalpsychologie‹ des 19. Jahrhunderts*, in: Michael Niehaus/Hans-Walter Schmidt-Hannisa (Hg.), *Unzurechnungsfähigkeiten. Diskursivierungen unfreier Bewusstseinszustände seit dem 18. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1988, S. 107–132, hier: S. 113.

hervortreibt. Und das ist die Frage, an der wir unsere weitere Lektüre ausrichten wollen.

\*

Dass die Frage nach der moralischen Zurechnungsfähigkeit pertinent ist, finden wir im siebten Kapitel bestätigt. Denn hier wird geurteilt. Schlemihl urteilt über sich selbst, und er ruft Chamisso's Urteil an: »Ich werde mich Deinem Urteile bloß stellen, lieber Chamisso, und es nicht zu bestechen suchen. Ich selbst habe lange strenges Gericht an mir selber vollzogen ...«. <sup>35</sup> Beachtung verdient dabei auch, dass Schlemihl mit diesen Worten erneut einen moralischen Anspruch vorbringt. Er hatte es ja schon, zum ersten Mal, mit der Behauptung getan, dass er stets »[s]einem geraden Sinn, der Stimme in [ihm]« gefolgt sei. Doch betraf diese Behauptung allein sein Leben, also das im Rückblick Erzählte. Sein jetzt geäußertes, zweiter Anspruch betrifft nun auch die Erzählung selbst, als Sprechakt. Wenn Schlemihl ankündigt: »Ich werde mich deinem Urteile bloß stellen ...«, so kann das nur heissen, bloss stellen durch Worte, durch die Erzählung, die nun folgt.

Wieviel von der Erzählung betroffen ist, durch diese Ankündigung, wird nicht genauer bestimmt. Die unmittelbar folgenden Sätze sind es gewiss. Nichts hindert uns aber daran, die Erzählung als ganze unter dem Aspekt eines Geständnisses, als (wenigstens ihrer Absicht nach unverstellte) Offenlegung des eigenen Vorlebens zu begreifen.

Schlemihl's Ankündigung, dass er sich bloss stellen werde vor Chamisso (und damit selbstredend vor uns Lesern), ist nicht so offenkundig falsch wie es seine Selbsteinschätzung im Rückblick auf sein Leben war; das Versprechen weckt, in seinem Anspruch, dennoch Zweifel. Denn gerade die Heftigkeit der Selbstanklage, die folgt, verwickelt ihn in Widersprüche. Wir brauchen auf die diffizile Frage gar nicht einzutreten, ob Schlemihl recht oder unrecht tat, als er die von dem Grauen geforderte Unterschrift so lange verzögerte, bis es zu spät war, um Mina vor ihrer Verheiratung an Rascal zu retten. <sup>36</sup> Es genügt, wenn wir jenen Teil von Schlemihl's Selbstanklage prüfen, der diesem Hauptanklagepunkt vorausgeht. »Nach dem übereilten Fehltritt, der den Fluch auf mich geladen, hatt ich durch Liebe frevelnd in eines andern Wesens Schicksal mich gedrängt.« <sup>37</sup> Gewiss war es ein folgenreicher Fehler gewesen, den eigenen Schatten zu verkaufen. War es aber ein Fehltritt im moralischen Sinne? Für Schlemihl waren ja die teuf-

35 S. 49.

36 Vgl. S. 48–50.

37 S. 49.



lischen Züge des Grauen nicht sogleich erkennbar gewesen, zumal er in seiner Wahrnehmung von einem, zum schlimmsten Zeitpunkt auftretenden, Schwindel beeinträchtigt wurde. Und weiter: Hat Schlemihl gefrevelt, durch seine Liebe? Hat er sich in Minas Schicksal gedrängt? Noch fragwürdiger wird dieser Selbstvorwurf, wenn man ihn mit einer zweiten Formulierung, aus dem vierten Kapitel, vergleicht, wo Schlemihl sich gar »tückischer Selbstsucht« bezichtigt, mit der er Mina »verd[orben]«, ihre »reine Seele an sich gelogen und gestohlen« habe.<sup>38</sup> War es nicht vielmehr »Ehrfurcht« gewesen, mit welcher er Mina von Anfang an begegnet war?<sup>39</sup> Stand er nicht an der Abendgesellschaft, am Tag ihrer ersten Begegnung, »wie ein ausgescholtener Knabe« und nach Worten ringend vor ihr da?<sup>40</sup> Verlebte er nicht die erste Zeit seiner Liebe<sup>41</sup> »in einem unbeschreiblichen Rausch«?<sup>42</sup> Schlemihl, der Erzähler, wählt mit dieser Metapher eine Bezeichnung, die eine Minderung des Urteilsvermögens so offenkundig impliziert, als hätte er den Umstand explizite zugegeben.

Die Triftigkeit von Schlemihls Selbstanklage wird ausserdem durch seine psychische Konstitution generell in Frage gestellt. Zwar macht es wenig Sinn, aufgrund der spärlichen Indizien ein Psychogramm erstellen zu wollen; doch scheint er zur Selbstquälerei zu neigen. »[I]ch sog [...] mit grimmigem Durst an dem [...] Gifte, das mir der Unbekannte in meine Wunden gegossen«, lesen wir an anderer Stelle.<sup>43</sup> Im Kontext einer Erörterung von Schlemihls moralischer (Un-)Zurechnungsfähigkeit sind auch solche Symptome zu bedenken.

\*

Besondere Beachtung verdienen aber die Schwindelanfälle, unter denen Schlemihl immer wieder leidet. Sie treten nicht nur kurz vor dem Verkauf des Schattens auf. Attacken solcher (oder wenigstens verwandter<sup>44</sup>) Art werden in *Peter Schle-*

38 S. 36.

39 S. 34.

40 Ebd.

41 Dass Schlemihl selber liebte, wird explizite bezeugt, wenn es, auf S. 36, heißt, dass Mina, »mit der vollen jugendlichen Kraft eines unschuldigen Herzens«, »Liebe um Liebe« vergalt.

42 S. 34.

43 S. 44 f. Vgl. auch S. 45: »Ich nährte still mein Herz mit seiner Verzweiflung.« Das genügt, um ihn vor dem zeitgenössischen Hintergrund als Melancholiker erscheinen zu lassen. Vgl. Hans-Jürgen Schings, *Melancholie und Aufklärung. Melancholiker und ihre Kritiker in Erfahrungsseelenkunde und Literatur des 18. Jahrhunderts*, Stuttgart 1977, bes. S. 234–246.

44 Zur Polysemie bzw. zum Bedeutungsumfang des Wortes ›Schwindel‹ im zeitgenössischen Gebrauch vgl. Rolf-Peter Janz, *Schwindel und Traum. Zwei Ausnahmestände des Subjekts bei Kleist*, in: Peter-André Alt / Cristiane Leiteritz (Hg.), *Traum-Diskurse der Romantik*, Berlin 2005, S. 217–231, bes. S. 219 f.

*mihl* so oft und so präzise beschrieben, dass ein spezifisches Interesse des Textes an ihnen kaum zu bezweifeln ist.

Es lässt sich umso weniger verkennen, als *Peter Schlemihl* damit ein Zeitinteresse teilt.<sup>45</sup> Nach dem für die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts einflussreichsten Werk zum Thema, dem *Versuch über den Schwindel* des philosophischen Arztes<sup>46</sup> Marcus Herz,<sup>47</sup> wird Schwindel durch eine »zu schnelle Folge der Vorstellungen« verursacht.<sup>48</sup> Sehstörungen seien die gewöhnlichsten Symptome, zumal das Doppelsehen.<sup>49</sup> Es handle sich, so Herz, um eine Krankheit, die ihren Sitz sowohl im Körper wie in der Seele haben kann (was freilich das Interesse der philosophischen Ärzte an ihr erklärt). Das Doppelsehen tritt bei Schlemihl auf und wird sinnfällig beschrieben. Beschrieben wird auch Herzens übereilter »Ideengang«,<sup>50</sup> der den vielgeprüften Schlemihl mehrmals schwindeln lässt.

Das Doppelsehen stellt sich beim Verkauf des Schattens ein. Da »flimmert[!]« es ihm vor den Augen, wie von »doppelte[n] Dukaten«. Dass es nicht nur einfache Dukaten sind, dürfte nicht allein dem höheren Wert der »doppelte[n]« geschuldet sein. Zumal sich Herzens Hauptlehrstück ebenfalls in Anschlag bringen lässt. Hatte doch Schlemihl kurz zuvor und in schnellem Wechsel den grauen Mann bald als unterlegen (weil »verrückt«), bald als überlegen und zu fürchten wahrgenommen. Eine »zu schnelle Folge [von] Vorstellungen« löst, ganz fraglos nun, den Schwindel aus, der Schlemihls letzte, qualvolle Unterredung mit Minas Vater

45 Grundlegend hierzu: Rolf-Peter Janz / Fabian Stoermer / Andreas Hiepko (Hg.), *Schwindelerfahrungen. Zur kulturhistorischen Diagnose eines vieldeutigen Symptoms*, Amsterdam 2003.

46 Zu diesem Terminus vgl. Hans-Jürgen Schings, *Melancholie und Aufklärung*, S. 14 und S. 21–23. »Der philosophische Arzt« war auch der Name einer medizinischen Wochenschrift, die zwischen 1773 und 1775 anonym erschien; ob die Anhänger der physiologisch-philosophischen Anthropologie, an die sich das Periodikum wandte, schon vorher oder erst nachträglich als »philosophische Ärzte« bezeichnet wurden, lässt sich wohl kaum mehr entscheiden.

47 Berlin 1787, 2. Aufl. 1791. Vgl. hier den langen Passus S. 28–32, in welchem Herz polemisch auf seiner Wertschätzung der Philosophie insistiert.

48 Ebd., S. 176. Vgl. auch ders. S. 175: »... jede einzelne Vorstellung verliert ihre Klarheit und Lebhaftigkeit, und wegen ihrer zu geschwinden Folge fallen sie alle ineinander: die Seele unterscheidet sie nicht mehr deutlich, sondern stellt sie sich als ein verworrenes Ganze vor, in dem weder Ordnung noch fassliche Absteckung der Theile sich findet; und endlich geräth sie selbst in den Zustand der Verwirrung: einen Zustand, der eigentlich den Schwindel ausmacht.« Bei Rolf-Peter Janz / Fabian Stoermer / Andreas Hiepko, *Einleitung. Schwindel zwischen Taumel und Täuschung*, in: dies. (Hg.), *Schwindelerfahrungen*, S. 7–45, wird der Herz'sche Beitrag zur Schwindeldebatte konzise charakterisiert und historisch verortet; vgl. hier S. 13 Anm. 17.

49 Vgl. Marcus Herz, *Versuch über den Schwindel*, 2. Aufl., S. 180 f.

50 ders., S. 173.

beendet: »Ich schwankte hinweg, und mir war's, als schlösse sich hinter mir die Welt zu.« Kurz zuvor noch hatte er sich als Graf Peter und als Minas Bräutigam betrachten können.

Von Schwindelerfahrungen ist auch in anderen literarischen Texten der Zeit die Rede, vor allem bei E. T.A. Hoffmann und bei Kleist.<sup>51</sup> *Peter Schlemihl* vertieft die Schwindelproblematik aber, indem es einen Moralisten schwindeln lässt. Schlemihl, der Erzähler, urteilt mit Strenge über den Schlemihl, der er einst selber war; soviel haben wir gesehen. Dass bereits Schlemihl, der Akteur, ein Moralist ist, war ihm ausgerechnet von dem grauen Mann bestätigt worden (und uns Lesern damit auch). Polemisch zwar, jedoch mit expliziten Worten. Die »Grundsätze« Schlemihls seien »die allerstengsten«; er denke »wie die Ehrlichkeit selbst« (und das sei eine »Liebhaberei«, gegen die er, der Graue, »auch nichts« habe).<sup>52</sup> Doch gibt sich der Graue nicht nur als ein toleranter Weltmann, sondern beginnt, abgründig genug, selbst moralisch zu argumentieren.<sup>53</sup> Er wirft dem Moralisten Schlemihl Inkonsequenz vor, besonders, dass er nicht so handle wie er denke. Damit verweist der Graue genau auf das Problem, das die Moral für Schlemihl birgt: Schlemihl vermag nicht so zu handeln, wie er denkt. Es wirkt wie Spott zum Schaden, dass ihm dies ausgerechnet von dem Grauen vorgehalten wird. Zieht doch gerade dieser seinen Vorteil aus den Schwindelanfällen, die Schlemihl am moralischen Handeln hindern.

Vielleicht wird der Schwindel ja auch hin und wieder<sup>54</sup> von dem Grauen selbst hervorgerufen, was ihm zweifellos ein Leichtes wäre (und deshalb liegt die Unterstellung nahe). Jedenfalls hat er es darauf angelegt, dass Schlemihl »zu keinem eigenen Gedanken komm[t]«. <sup>55</sup> Wirren wie jene Schlemihls, die sich im Schmerz über Minas Verlust bis zum »Wahnsinn« steigern,<sup>56</sup> wären in einem früheren

51 Vgl. Rolf-Peter Janz, *Schwindel und Traum*, zu Kleist; und zu E. T.A. Hoffmann die Beiträge von Helmut Pfotenhauer und Manfred Lauer in demselben Tagungsband.

52 S. 56.

53 Er hatte es, bei anderer Gelegenheit, auch schon zuvor getan. Vgl. S. 43 und S. 49.

54 Wir schränken hier vorsichtig ein, weil z. B. die Ohnmacht, die Schlemihl vor dem Verkauf seiner Seele rettet (und die, als ein psychischer Zustand, der sich der Kontrolle der Vernunft entzieht, dem Schwindel verwandt ist), gewiss nicht von dem Grauen herrührt. Vgl. S. 50 und unten Anm. 62. Ohnmacht wird bei Marcus Herz, *Versuch über den Schwindel*, 2. Aufl., S. 182 f. als ein Symptom dem Schwindel zugerechnet. Vgl. ferner Rolf-Peter Janz, *Schwindel und Traum*, der, auf S. 220, daran erinnert, dass in der Literatur der Zeit »Ohnmachten« oftmals »als das Ergebnis von Schwindelanfällen zu verstehen [seien], in denen der eklatante Widerspruch zwischen verinnerlichter Moral und unmoralischer Lebenspraxis heftig ausgetragen wird.« Das allerdings zumeist beim weiblichen Geschlecht.

55 Vgl. Kap. 7, S. 51.

56 S. 41. Zur Ausweitung des Wahnsinnsbegriff am Ende des 18. Jahrhunderts vgl. Georg Reuchlein, *Das Problem der Zurechnungsfähigkeit bei E. T.A. Hoffmann und Georg Büch-*

Jahrhundert als dem aufgeklärten, für ein Zeichen von Besessenheit genommen worden; und abseits der Aufklärung auch noch in diesem und selbst noch als Chamisso die »wundersame Geschichte« *Peter Schlemihls* schrieb, im Jahre 1813.<sup>57</sup> In *Peter Schlemihl* finden sich auch davon Spuren. Die Verklammerung von moralischer Defizienz und psychischer Verwirrung (bzw. Schwindel) hat sich in Bendels Sprache noch erhalten; das zeigt sich, wenn er in jenem Gespräch, das Schlemihl im Hospiz mitanhört,<sup>58</sup> Minas Vorleben (und zugleich sein eigenes und damit auch Schlemihls Leben) ein »Gaukelspiel« nennt. »Gaukelspiel« steht da in Kontrast zu dem »gottseeligen Leben«, das Mina führt, seit sie »in [sich] selber erwacht« ist; Mina selbst nennt ihr Vorleben einen »Traum«.<sup>59</sup> Die Sprache Minas und Bendels gemahnt an die Sprache des Pietismus.<sup>60</sup> »Gaukelspiel« bezeichnet in Bendels Mund ein sündiges Leben.<sup>61</sup>

Nun sind aber die Verhältnisse im weiteren Kontext dieses Gesprächs nicht mehr so eindeutig. Träume zum Beispiel, die laut Mina ebenfalls moralisch verdächtig wären, sind es in PS nicht allemal. Denn es gibt auch einen Wahrtraum; jenen, in dem Chamisso, Schlemihls moralische Instanz, als Toter vor ihm erscheint.<sup>62</sup> Ausserdem wird Schlemihl gerade durch eine Ohnmacht vor der

ner, Frankfurt am Main 1985, S. 15–17; ferner Doris Kaufmann, Aufklärung, bürgerliche Selbsterfahrung und die »Erfindung« der Psychiatrie in Deutschland. 1770–1850, Göttingen 1995, S. 25–109.

57 Vgl. die Geschichte der Eva Sophia W., die sich um 1817 ereignete, und die in: Doris Kaufmann, Aufklärung, S. 78–89, diskutiert wird. Eva Sophia W., eine vermutlich wohlhabende Bauerntochter aus Hertershofen im Oberamt Gerabronn, wurde zur Patientin, weil sie unter starken psychosomatischen Störungen litt. Nach längerer erfolgloser Behandlung, zunächst durch Land-, später auch durch aufgeklärte Stadtärzte, nach ebenfalls mehrfach wiederholten Anfragen bei protestantischen, also aufgeklärten Theologen ihrer Konfession, wandte sie sich schließlich an einen Franziskanerpater, der sie für besessen erklärte. Ihm gelang es, sie mit exorzistischen Praktiken zu heilen.

58 Vgl. Kap. 10, S. 65.

59 ebd.

60 Vgl. August Langen, Der Wortschatz des deutschen Pietismus, Tübingen 1954, S. 32 zum pietistischen Gebrauch der Metapher »erwecken«, S. 144 zur Metapher des »Traum[s] des Lebens«, S. 378 zur »Innigkeit«.

61 Kierkegaard wird die Engführung von Schwindel und Schuld dann explizite vornehmen. Vgl. ders., Der Begriff Angst. Vorworte (übers. Emanuel Hirsch), Düsseldorf 1952, S. 60 f. Vgl. dazu Janz / Stoermer / Hiepko, Einleitung, bes. S. 26–29.

62 Um es noch klarer hervorzuheben: Inmitten des von Mina denunzierten Schwindels erweist sich als einzig Feststehendes ein Traum. Dass Schlemihl einen Wahrtraum träumt, während für Mina und Bendel Träume nichts weiter sind als Gaukelspiel und deshalb zu verwerfen, ist eines unter mehreren Indizien dafür, dass *Peter Schlemihl* kein geschlossenes Kunstwerk ist; kein Text also, der ideologisch uniform wäre. Das Nebeneinander verschiedener historischer Traumkonzepte, welche in *Peter Schlemihl* präsent sind (denn die Geringschätzung des Träumens gegenüber dem Wachen als irrational gehört noch der Aufklärung an; die

schlimmsten Verführung bewahrt. Und auch die quasi-medizinische Beschreibung der Schwindelzustände, die Schlemihl von sich selber gibt, bestätigt, dass mittlerweile das Zeitalter der Aufklärung angebrochen ist. Schlemihls Beschreibung erinnert an die Krankenberichte der Erfahrungsseelenkunde. Diese aber ist, ganz anders als der Pietismus, geneigt, im Schwindel Verübtes zu entschuldigen.<sup>63</sup>

\*

Noch weiter als es der Bericht von den erlittenen Schwindelanfällen bewirken könnte, entzieht sich Schlemihl den Vorwürfen, die er selbst an sich gerichtet hat, wieder, wenn er auf »Schicksal«, »Notwendigkeit« und »Fügung« rekurriert:

Später habe ich mich mit mir selber versöhnt. Ich habe erstlich die Notwendigkeit verehren lernen, und was ist mehr als die getane Tat, das geschehene Ereigniß, ihr Eigentum! Dann hab ich auch diese Notwendigkeit als eine weise Fügung verehren lernen, die durch das gesamte große Getrieb weht, darin wir bloß als mitwirkende, getriebene treibende Räder eingreifen; was sein soll, muß geschehen, was sein sollte, geschah, und nicht ohne jene Fügung, die ich endlich noch in meinem Schicksale und dem Schicksale derer, die das meine mit angriff, verehren lernte.<sup>64</sup>

Hier wird nicht nur, wie beiläufig, im Zuge eines autobiographischen Berichts, die Neigung zu Schwindel als ein verzeihlicher, und deshalb tendenziell zu verzeihender Defekt des eigenen Urteilsvermögens erwähnt; noch werden, im Zuge einer Lebensbeichte,<sup>65</sup> Verfehlungen eingestanden, die keine, oder höchstens lässliche waren. Schlemihl, der Erzähler, klagt hier nicht nur sich selbst in

Romantiker schreiben dem Träumen wieder ein höheres, prophetisches Erkenntnisvermögens zu; vgl. hierzu Manfred Engel, *Naturphilosophisches Wissen und romantische Literatur – am Beispiel von Traumtheorie und Traumdichtung der Romantik*, in: Lutz Danneberg / Friedrich Vollhardt (Hg.), *Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert*, Tübingen 2002, S. 65–91, bes. S. 69 f., S. 74–76 und S. 78), lässt Chamisso's Text einmal mehr als Ausdruck einer Übergangszeit erscheinen. Nicht nur die Schwindelzustände, von denen wir oben schrieben, auch die wiederholte Thematisierung von Traum (vgl. Rolf-Peter Janz, *Schwindel und Traum*, bes. S. 222–225, zur Affinität von Schwindel und Traum), Schlaf und Ohnmacht ermutigt dazu, in *Peter Schlemihl* einen Beitrag zum anthropologischen Diskurs seiner Entstehungszeit zu erblicken.

63 Dazu im Folgenden mehr.

64 S. 50.

65 Vgl. im Vorspann zu *Peter Schlemihl* den Brief *An Julius Eduard Hitzig von Adelbert von Chamisso*; hier fällt das Wort »Beichte«, zur Bezeichnung von Schlemihls Manuskript (S. 14).

unhaltbarer Weise an; noch macht er für den Akteur, der er einst selber war, nur Unzurechnungsfähigkeit geltend.

Wenn Schlemihl auf »Fügung«, »Notwendigkeit« und »Schicksal« rekurriert, so fügt er seine Biographie einem metaphysischen Zusammenhang ein. Und das hat eine Rekontextualisierung speziell auch der Anklagepunkte zur Folge.<sup>66</sup> Wenn er sich also, um es genauer zu fassen, die Rolle eines »getriebene[n] treibenden[n] R[ads]« in einem »grosse[n] Getrieb« zuschreibt (eine kleine Rolle, die er zu akzeptieren gelernt hat, denn »verehere[n]« impliziert ja akzeptieren), so bedeutet das für ihn eine Entlastung. Wohl habe er versäumt, »rettend hinzuzuspringen«, als es um Minas Leben ging; indessen sei er auf die Rolle eines bloss Mitwirkenden beschränkt gewesen. Das Rad in dem »Getrieb« ist ein bloss »mitwirkende[s]« Rad.

Schlemihl stellt, mit andern Worten, seiner ursprünglich so strengen Selbstanklage eine zweite, schuld mindernde Version entgegen. Zudem verleiht er dieser Version mit dem Hinweis Autorität, dass sie ihm, in einem Lernprozess, erst »später« zugewachsen sei. Dürfen wir dieser zweiten Version Glauben schenken? Dazu erst in unserem Schlusskapitel mehr.

66 Wir borgen den Begriff der Rekontextualisierung von Fritz Breithaupt, der in seiner *Kultur der Ausrede* (Frankfurt am Main 2012) eine Erzähltheorie entwirft, die sich am Modell der Ausrede orientiert, wie sie in der täglichen Lebenspraxis ja nur allzu oft begegnet. Gemeinsam ist den beiden die (implizite) Zurückweisung der Unterstellung, dass die Worte eines Berichts Faktisches getreu wiedergeben, d. h. mit definitiv gültigem Ergebnis versprachlichen könnten. Anklagereden, in einer Gerichtsverhandlung etwa, kommen mit diesem Anspruch einher. Ein Anspruch, den die Verteidigung zu relativieren sucht, indem sie eine zweite Version des Vorgefallenen bietet (mit dem Effekt, dass die Rede der Anklage wiederum zu einer Version herabgemindert wird). Die Verteidigung lässt m. a. W. ihr fiktionsgenerierendes Vermögen spielen. Die behaupteten Fakten werden re-kontextualisiert; d. h. sie werden einer neuen möglichen Welt eingepasst, in der (als Wichtigstes!) die Verantwortung nicht mehr auf den Angeklagten, oder zumindest nicht mehr nur auf ihn fällt. – In solch neuen, hinzuerfundenen Kontexten werden die unleugbaren Fakten mit Vorliebe als Folgeerscheinungen von fiktiven oder auch von realen (aber aus der Sicht der Anklage kontingenten) Begebenheiten präsentiert, die im jeweiligen alten, von der Anklagerede evozierten, Kontext nicht genügend berücksichtigt worden seien. – Literarische Erzähltexte wie *Peter Schlemihl* haben mit Verteidigungsreden dieses Hinzuerfinden eines neuen, oder auch mehrerer neuer Kontexte gemein. Gerade in den Novellen, die um 1800 im deutschen Sprachraum entstanden, geht es ja oft um die Frage, welches der verursachende Kontext sei, dem sich bekannte Fakten zuordnen lassen. Breithaupt zitiert den Fall der Marquise von O ..., bei dem sich die Frage stellt, welchem Kontext das skandalöse Faktum ihrer Schwangerschaft wohl am harmonischsten zuzuordnen sei (vgl. ders., S. 187 f.). Wir zitieren den Fall des Peter Schlemihl, der das nicht wegzuleugnende Faktum seiner unterbliebenen Unterschrift einem Kontext von »Notwendigkeit« und »Fügung« einzufügen versucht, um sich dadurch selbst zu entlasten.

Auf Schuldminderung (wenn nicht gar auf einen Freispruch Schlemihls von aller moralischen Schuld) ließe sich nach allem, was wir bisher beobachtet, aus dreierlei Gründen plädieren. Einmal der eben angesprochenen »Fügung« wegen; dann aufgrund seiner psychischen Labilität, zumal seiner mehrfach manifest gewordenen Anfälligkeit für Schwindel; drittens, weil Zweifel bestehen, ob Schlemihl die Verfehlungen, deren er sich anklagt, überhaupt begangen hat. Die Frage nach der moralischen Zurechnungsfähigkeit, von der wir ausgegangen waren, kommt am deutlichsten mit dem zweiten Punkt ins Spiel. Allerdings verlangt der Schluss von der psychischen Labilität auf vermindertes Zurechnungsvermögen auch am drängendsten nach einem Einbezug des historischen Kontexts. Fand doch gerade in den Jahren um 1800 ein Gesinnungswandel statt, der die Zurechnungsfähigkeit zu einem viel diskutierten Problem werden ließ.<sup>67</sup> Dieser Wandel lässt sich, genauer als am moralischen, am juristischen Begriff der Zurechnungsfähigkeit verfolgen (bzw. an seinem sich wandelnden Gebrauch). Aus dem juristischen Schrifttum geht hervor, dass der Begriffsumfang von *Unzurechnungsfähigkeit* um 1800 ausgeweitet wurde, und dass dies infolge einer Präzisierung des Begriffsinhalts geschah. Die Vorgeschichte dieser Präzisierung (die wir hier nur streifen können) reicht zurück ins siebzehnte Jahrhundert; an ihrem Anfang steht der Frühaufklärer Pufendorf, der, namentlich in seinem Hauptwerk, *De jure naturae et gentium*, vertrat, dass für das Zustandekommen einer moralischen Welt die Freiheit des menschlichen Handelns notwendige Voraussetzung sei.<sup>68</sup> Der Aufstieg der Willensfreiheit zum allgemein akzeptierten Kriterium, an dem sich schließlich, wo immer es am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in deutschen Staaten rechtens zuing,<sup>69</sup> entschied, ob ein Angeklagter als zurechnungsfähig eingestuft wurde oder nicht, gab nun wiederum den Anstoss zu einer Befragung der psychischen Ursachen von Verbrechen. Die philosophischen Ärzte trugen das Ihre bei, und so wurde um 1800 die Zahl der Krankheitsbilder, von denen die Juristen auf Unzurechnungsfähigkeit schließen konnten, stark erweitert. Ein

67 Vgl. Georg Reuchlein, *Das Problem der Zurechnungsfähigkeit*, S. 10 f. und Ylva Greve, *Die Unzurechnungsfähigkeit*, S. 115–121.

68 Vgl. Samuel Pufendorf, *De iure naturae et gentium libri octo*, Amsterdam 1688 (1. Aufl. 1672), bes. S. 35–45 (Libri I. Caput IV: De voluntate hominis, prout concurrat ad actiones morales) und, zur Unzurechnungsfähigkeit, bes. S. 53 (Libri 1. Caput 5. § 10). Vgl. auch Georg Reuchlein, *Das Problem der Zurechnungsfähigkeit*, S. 11 f. und Ylva Greve, *Die Unzurechnungsfähigkeit*, S. 110 f.

69 Das *Allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten von 1794* hielt fest: »Wer frey zu handeln unvermögend ist, bei dem findet kein Verbrechen, also auch keine Strafe statt.« (Teil II, Titel 20, Abschnitt 1, § 16, zitiert nach Hans Hattenhauser (Hg.), *Allgemeines Landrecht für die Preussischen Staaten von 1794*. Textausgabe, Frankfurt am Main / Berlin 1970, S. 667); vgl. auch Georg Reuchlein, *Das Problem der Zurechnungsfähigkeit*, S. 12.

Angeklagter mit dem Krankheitsbild Schlemihls hätte gute Chancen gehabt, für unzurechnungsfähig erklärt zu werden. Das kann uns wenigstens Indiz dafür sein, wie Schlemihls Verfehlungen (sofern es Verfehlungen waren), von seinen aufgeklärten Zeitgenossen beurteilt worden wären.

\*

Einem Punkt von Schlemihls Selbstanklage lässt sich allerdings kaum widersprechen; dem Geständnis nämlich seiner wiederholten Lügen. »Ich musste wieder lügen«, hält Schlemihl rückblickend fest, als er berichtet, wie er vor dem zorngefüllten Vater seiner Braut den Verlust seines Schattens zu rechtfertigen suchte.<sup>70</sup> Und seines Schattens wegen hatte er auch zu lügen begonnen. Zählte doch zu seinen frühen Versuchen, wieder zu einem Schatten zu gelangen, auch jener, sich einen neuen malen zu lassen. Dem herbeigerufenen Maler hatte er, auf dessen Frage, wie er den alten verloren, »unverschämt« etwas vorgelogen.<sup>71</sup> Dieses Geständnis ist zugleich Beleg dafür, dass Schlemihl selbst, zumindest in der Rückschau, seine Lügen als unmoralisch ansieht und verurteilt.

Allerdings fehlen auch hier die mildernden Umstände nicht. Es lässt sich Verschiedenens anführen, das den Selbstvorwurf des Lügens relativiert. Zum Beispiel, dass Schlemihl, der Akteur, nicht nur anderen Leuten, sondern auch sich selber etwas vorlügt.<sup>72</sup> Oder dass er, schon bevor er im Wortstreit mit Minas Vater zu einer Lüge Zuflucht nimmt, »wie irre« zu reden begonnen hat.<sup>73</sup> Schlemihl verliert also nicht nur hin und wieder die Kontrolle über das eigene nonverbale Tun; er ist auch nicht immer Herr seiner Worte.<sup>74</sup>

Das gilt für Schlemihl, den Akteur. Es gilt aber auch für Schlemihl, den Erzähler, worauf wir nun, da es bisher noch nicht geschehen, einzugehen haben. Alarmierend müsste bereits wirken, dass Schlemihl, der Erzähler, wenn er auch vielleicht nur selten geradezu lügt, sich doch mehr als einmal offenkundig täuscht. Und dass ihm dies gerade auch bei moralischen Urteilen widerfährt. Meint er doch zum Beispiel, dass Minas Eltern »gute« Leute seien.<sup>75</sup> Ein Fehlurteil ganz

70 S. 41.

71 S. 28.

72 Dies wenigstens in einem Fall, im 4. Kapitel. Vgl. S. 36.

73 S. 41.

74 Wobei allerdings gleich zu anzumerken ist, dass ein Grossteil von Schlemihls Tun sprachliches Handeln ist. Zu einem prinzipiellen Vorbehalt gegen Schlemihls Reden gibt namentlich der Umstand Anlass, dass ihm das Wortedrechseln erst nach dem Schatten-Handel gelingt. Vgl. S. 30: »... denn jetzt hatt ich Witz und Verstand [...] und ich wusste selbst nicht, wie ich zu der Kunst gekommen war, das Gespräch so leicht zu führen und zu beherrschen.«

75 S. 36.



offenbar, wenn man bedenkt, wie Mina von ihrem Vater an Rascal verschachert, wie sie von ihm zu einem Mittel herabgewürdigt wird.<sup>76</sup>

Das Fehlurteil ließe sich freilich erklären, wenn man unterstellt, dass Schlemihl, der Erzähler, hier in der Erinnerung die Perspektive Schlemihls, des Akteurs, wieder einnimmt.<sup>77</sup> Nur stellt sich dann sogleich die Frage, wie stark die beiden Schlemihls voneinander geschieden seien? Offenbar nicht prinzipiell, wie es der Bericht von der Genesung im »Schlemihlium« erhoffen ließ.

Schlemihl, der Erzähler ist in eine Kommunikationssituation eingespannt, in der es schwerfällt, nur zu berichten. Hat er sich doch mit seinem (unausgesprochenen, der Niederschrift seines Manuskripts vorausliegenden) Entschluss, Chamisso Problematisches, auch moralisch nicht ganz Einwandfreies aus seinem Leben mitzuteilen, in eine Situation gebracht, in der die Versuchung zur Nachbesserung gross ist. Chamisso ist für Schlemihl eine moralische, sogar eine richtende Instanz, deren Urteil er sich ausliefert (wir haben die beiden Stellen zitiert, die es belegen). Doch verfestigt sich die Situation, im Verlauf von Schlemihls Erzählen, nicht so sehr zur Situation einer Beichte, wiewohl *Peter Schlemihl*, in Chamissos Brief an Hitzig, als »Beichte« ausgewiesen wird,<sup>78</sup> sie gestaltet sich eher zu der einer Verhandlung, ähnlich jenen vor einem Gericht.<sup>79</sup> Denn Schlemihl sucht sich mit verschiedenen Mitteln zu rechtfertigen, wiewohl er sich zunächst anklagt. Auch das haben wir beobachten können.

Diese eigenartige Sprechsituation, in der sich Schlemihl als Erzähler befindet, verdoppelt nun aber eine Situation, in der er sich während der Zeit, von der er in *Peter Schlemihl* berichtet, mehrmals befunden hatte. Er hatte sich mehrmals rechtfertigen müssen, immer wieder, sobald ihn jemand nach seinem fehlenden Schatten frug.<sup>80</sup> Und da hatte Schlemihl immer neue Ausreden vorgebracht:

76 Vgl. S. 41, 48–50.

77 Hatte sich doch Schlemihl, der Akteur, ganz ähnlich mit einem moralischen Urteil getäuscht, als er den Ausspruch des Herrn John als »wahr« taxierte. Vgl. S. 18 und unsere Anmerkungen dazu, oben, S. 189.

78 Vgl. S. 14.

79 Dies vor allem zu Beginn des siebten und des achten Kapitels. Wir wenden uns damit gegen Brüggemann, Heinz, »Peter Schlemihls wundersame Geschichte der Wahrnehmung. Über Adelbert von Chamissos literarische Analyse visueller Modernität«, in: Gerhard Neumann / Günter Oesterle (Hg.), *Bild und Schrift in der Romantik*, Würzburg 1999 (Stiftung für Romantikforschung VI), S. 143–188, der in Schlemihls autobiographischer Aktivität eine »rückhaltslose Eröffnung, [eine] durch Bekenntnis geprägte Konstituierung des Selbst« zu erkennen glaubt (ders., S. 150). Brüggemann muss dies unterstellen, um seine These aufrechterhalten zu können, dass Schlemihl gerade durch die Niederschrift seiner Lebensgeschichte zu sich selbst finde.

80 Indem er ihm den Schatten genommen, hat ihn der Graue perfiderweise in eine Situation gebracht, die dazu verführt, immer wieder gegen das Lügenverbot zu verstoßen.

sein Schatten sei in Russland geblieben, festgefroren im russischen Winter am Boden;<sup>81</sup> ein Loch sei in ihn gerissen worden, von einem ungeschlachteten Mann, der, »flämisch« genug, seinen Fuss in ihn gesetzt habe;<sup>82</sup> der Schatten sei ihm während einer schweren Krankheit ausgegangen, wie seine Nägel und wie seine Haare auch; die Haare seien ihm nachgewachsen, der Schatten aber nicht.<sup>83</sup> Alles Lügen, wie Schlemihl, der Erzähler, später eingestehen wird.

Diese Lügen lassen indessen nicht nur Schlemihl, den Akteur, in einem zweifelhaften Licht erscheinen. Sie werfen einen Verdacht auch auf den Schlemihl, der als Erzähler zu Chamisso spricht. Und sie mahnen uns Leser von *Peter Schlemihl* zur Vorsicht. Schlemihls Lügen sind eingebettet in einen welthaften Zusammenhang. Es ist, genauer, ein Zusammenhang mehrfach verschachtelter Kommunikationssituationen, der zu äusserst auch den Dialog zwischen dem realen Chamisso und seinem Freund Hitzig umfasst.<sup>84</sup> Schlemihls Lügen sind aber auch eingebettet in einen Zusammenhang von poetologischen Entscheiden. Beides sei noch etwas näher bedacht.

Wir haben oben, in unserem vierten Kapitel, beobachtet, wie Schlemihl, der sich Chamissos Urteil aussetzt, seine Biographie in einen metaphysischen Kontext stellt. Ein Kontext, der immerhin dazu geeignet ist, seine Verfehlungen, sein mehrfaches Abweichen vom »geraden Sinn« und »eigenen Weg« entschuldbar erscheinen zu lassen. Die Metapher des »Weg[s]« wird nun aber in einem Passus eingeführt, der dem eben genannten, bereits im vierten Kapitel zitierten,<sup>85</sup> nur wenige Zeilen vorausgeht. Er findet sich, wie jener, im siebten Kapitel von *Peter Schlemihl*:

Lieber Freund, wer leichtsinnig nur den Fuß aus der geraden Straße setzt, der wird unversehens in andere Pfade abgeführt, die abwärts und immer abwärts ihn ziehen; er sieht dann umsonst die Leitsterne am Himmel schimmern, ihm bleibt keine Wahl ...<sup>86</sup>

Dass Schlemihl stets mit »geradem Sinn« den »eigenen Weg« (bzw. die eigene »Strasse«) gegangen sei, lässt sich, nachdem diese Worte ausgesprochen sind,

81 Vgl. S. 29.

82 Vgl. S. 41.

83 Vgl. S. 58.

84 Hitzig wird das Manuskript, welches Chamisso von Schlemihl erhalten zu haben vorgibt (vgl. S. 15), an den bereits selbst als Autor berühmten Fouqué weiterreichen, der es schließlich publizieren wird; und zwar angeblich wider Chamissos Willen (vgl. S. 14 f.). Vgl. zudem Perfahls Anmerkungen in *Peter Schlemihl*, S. 766–786, bes. S. 786.

85 Vgl. oben, wo wir zitierten: »Später habe ich mich mit mir selber versöhnt ...« (S. 50).

86 S. 49.

nicht mehr behaupten, ohne sich in Widersprüche zu verstricken. Schlemihl, der Erzähler, behauptet es aber! Wird er sich doch, im achten Kapitel, von neuem an Chamisso wenden («Du weisst, mein Freund ...»), mit eben jenen Worten, von denen unsere Studie ihren Ausgang nahm: »... und bin, wie Du es mir selbst geraten, meinem geraden Sinn vertrauend, der Stimme in mir, so viel es in meiner Macht gewesen, auf dem eigenen Weg gefolgt.«<sup>87</sup>

Damit weiten sich die Zweifel aus. Sie werden zu Zweifeln nicht nur an der sachlichen Genauigkeit von Schlemihls autobiographischem Bericht, sondern auch an der Glaubwürdigkeit von Schlemihls moralischer Ausdeutung des eigenen Berichts.

Ein avancierter, und das heißt, ein dem Modell-Leser<sup>88</sup> sich anverwandelter realer Leser wird zur Hypothese eines Unzuverlässigen Erzählers nur greifen, wenn alle anderen Ressourcen versagen; bzw. wenn der zu interpretierende Text signalisiert, dass zu ihr zu greifen sei. Unglaubwürdiges Urteilen ist indessen für einen Unzuverlässigen Erzähler konstitutiv, ebenso wie fehlerhaftes Berichten.<sup>89</sup> Indiz dafür, dass ein Unzuverlässiger Erzähler zu supponieren sei, ist meist die Inkohärenz seiner Rede. Unzuverlässige Erzähler sind meist auch Ich-Erzähler.<sup>90</sup>

Schlemihl ist ein Ich-Erzähler, und seine Rede ist inkohärent. Inkohärent in Bezug auf die berichteten Fakten und inkohärent, was seine Urteile betrifft. Beides lässt sich, nach allem, was wir im Laufe unserer Studie beobachtet haben,

87 S. 53.

88 Zu diesem Terminus vgl. Gerald Prince, Reader, in: Peter Hühn u. a. (Hg.), Handbook of Narratology, Hamburg 2009, S. 398–410, bes. S. 403: »The model reader, which corresponds to the set of felicity conditions that must be satisfied for the text's potential to be actualized ...« Vgl. ferner Umberto Eco, Lector in fabula, Milano 1979, auf den der Terminus (»lettore modello«) zurückgeht.

89 Unglaubwürdiges Urteilen und fehlerhaftes Berichten werden schon bei Wayne C. Booth, mit dem die Forschung zum Unreliable Narrator einsetzt, als konstitutive Eigenschaften dieser Erzählerfigur begriffen (vgl. ders., The Rhetoric of Fiction, Chicago 1983 (1. Aufl. 1961), bes. S. 156–160 und S. 339f). Allerdings vertritt Booth, dass sich moralische Unzuverlässigkeit an der Distanz zwischen den Werten und Normen des Erzählers und den Werten und Normen des impliziten Autors bemessen lasse, was von der Forschung kontrovers diskutiert wird. Gerade *Peter Schlemihl* wäre ja ein Beispiel dafür, dass der Rekurs auf einen impliziten Autor nicht nötig ist: Schlemihl verrät mit seinen inkohärenten Urteilen seine moralische Unzuverlässigkeit selbst. Für eine kritische Diskussion der boothschen Begriffsbildung vgl. Tom Kindt, Unzuverlässiges Erzählen in der literarischen Moderne. Eine Untersuchung der Romane von Ernst Weiss, Tübingen 2008, S. 28–67, bes. S. 29–34 und S. 43–47. Erstaunlicherweise unterlässt es übrigens Breithaupt von seinem Theorieentwurf eines rekontextualisierenden Erzählens (in: ders., Kultur der Ausrede) eine Brücke zu der vergleichsweise doch schon gefestigten Theorie des Unzuverlässigen Erzählens zu schlagen.

90 Ob auch unzuverlässige *third-person-narrators* unterstellt werden dürfen, wird kontrovers diskutiert. Vgl. Tom Kindt, Unzuverlässiges Erzählen, S. 54 f.

kaum mehr anders als durch einen Unzuverlässigen Erzähler erklären.<sup>91</sup> Ein weiteres und wie wir meinen entscheidendes Signal, dass ein Unzuverlässiger Erzähler zu unterstellen sei, verdankt sich nun gerade der Art der Lügen, die Schlemihl erfindet. Die fiktionalen Welten nämlich, die Schlemihl, der Akteur, zu mehreren Malen entwirft, wenn er, um das Fehlen seines Schattens zu erklären, lügt, gleichen in verwirrender Weise der fiktionalen Welt von *Peter Schlemihl* selbst. Weshalb, so möchte man angesichts dieser Lügen fragen, weshalb soll eine Erzählung von dem Verkauf des eigenen Schattens an einen grauen Mann glaubwürdiger sein als es Erzählungen von Schatten sind, die durch Krankheit, Beschädigung, oder wegen widrigen metereologischen Umständen verloren gingen? Schlemihls Lügen stimulieren dazu, auf den Erzähler zu reflektieren; sie gewinnen eine metafiktionale Qualität.

Und jetzt kommen zuletzt auch wir noch auf Schlemihls Schatten zu sprechen. Denn der Maler, welchen Schlemihl in der Hoffnung zu sich bittet, dass ihm dieser einen zweiten, neuen Schatten malen werde, reagiert, als er die kleine Erzählung von dem ersten, angeblich festgefrorenen Schatten vernimmt, mit einem »durchbohrenden Blick« und mit dem Rat, dass aus der Sonne gehen solle, »wer an dem eignen angebornen Schatten so wenig fest hing, als aus Ihrer Erzählung selbst sich abnehmen lässt«. <sup>92</sup> »Erzählung« kann hier das Erzählte meinen, aber auch das Erzählen als Sprechakt. Im ersten Fall würde der Maler in der Tat glauben, dass der Schatten in Russland zurückgeblieben sei, und er würde, dass Schlemihl an seinem Schatten »wenig fest hing« aus dem Umstand erschließen, dass Schlemihl das Festfrieren zuließ. Im zweiten Fall jedoch, wenn es der Sprechakt wäre, welchen der Maler anvisierte, so hätte er Schlemihl als Lügner entlarvt. Damit käme dem fehlenden Schatten (der zum Lügen immer wieder Anlass gibt), eine moralische Bedeutung zu, wenigstens aus der Perspektive des Malers. Oder genauer: aus der Perspektive des Malers, wie sie Schlemihl supponiert, wenn er, schuldhaft ausgeliefert wie er ist, den vermeintlich »durchbohrenden Blick« seines Gegenübers nicht mehr, mit keiner Erzählung mehr zu entkräften vermag.

91 Bzw. integrieren; vgl. Tamar Yacobi, Fictional Reliability as a Communicative Problem, in: *Poetics Today* 2, 1981, S. 113–126, bes. S. 113 f.: »Whenever he comes up against referential difficulties, incongruities or (self)contradictions [...], the reader has at his disposal a wide variety of reconciling and integrating measures.«

92 S. 29.